Carl Friedrich von Weizsäcker

# DER BEDROHTE FRIEDE






# Inhalt

# Vorwort

Im Jahre 1981 habe ich ein Buch unter dem Titel »Der bedrohte Friede« veröffentlicht. Es ist heute vergriffen. Die Weltlage hat sich seitdem tief geändert, doch kann man zweifeln, ob sie sich verbessert hat. Ich habe mich nun entschlossen, eine wesentlich veränderte, mit neuen Texten ergänzte Auflage herauszugeben, unter dem Titel »Der bedrohte Friede – heute«.

Worum geht es?

1981 schrieb ich: »Der Friede ist bedroht. Er ist bedroht, weil er niemals wahrer Friede war.« Dazu im Vorwort: »Die heutige Krise ist keine Betriebspanne, sondern Folge ungelöster Grundprobleme unserer Welt. Keines dieser Probleme ist vernünftigem Handeln unzugänglich.«

Es geht letztlich um die Überwindung des Krieges als anerkannter Institution in der Menschheitsgeschichte. Dies ist noch nicht geleistet. Die Gefahr schwebt noch über dem Haupt eines jeden von uns. Und doch ist der Weg in unserem Jahrhundert deutlicher eingeschlagen worden als je zuvor. Ich zitiere dazu zwei Äußerungen, die ich in der Zeit seit 1981 getan habe.

1982, ein Jahr nach Erscheinen des Buches, habe ich in einem Vortrag vor der Evangelischen Akademie in Tutzing über Möglichkeiten und Probleme auf dem Weg zu einer vernünftigen Weltfriedensordnung gesagt: »Hätte jemand vor fünfhundert Jahren in einer europäischen Stadt, z.B. in der hier so nahen alten Stadt München, gesagt, der Tag werde kommen, an dem diese Stadt keine Stadtmauern mehr brauchen werde, so hätten ihm alle klugen Leute geantwortet: ›Ja, nach dem jüngsten Gericht, du Träumer!‹ Heute hat keine europäische Großstadt mehr Mauern, weil zwei Erfindungen gemacht worden sind: die technische Erfindung der Artillerie, welche die Mauern nutzlos gemacht hat, und die politische Erfindung des durch Recht und Polizei gesicherten Territorialstaats, welche die Mauern überflüssig gemacht hat. Warum soll nicht eines Tages eine vernünftige Weltfriedensordnung das heutige System einander fürchtender Militärmächte ablösen?«

1991 schrieb ich in meinem Buch »Der Mensch in seiner Geschichte«:

»Der politische Bewußtseinswandel ist unterwegs. Es ist nicht unmöglich, daß wir erst durch die größten selbstverschuldeten Katastrophen lernen werden. Ich habe ein Leben lang auf diese Katastrophen hinweisen müssen und bin der Erfahrung des inneren Verzweifelns nicht entgangen. Aber ich habe nie an das absolute Ende geglaubt. Stets habe ich so geredet, daß Mut zum Handeln und nicht Verzagtheit die Folge sein sollte.«

Ich erlaube mir, vier Bücher zu nenen, die ich seit 1981 zum selben Problemkreis veröffentlicht habe:

»Wahrnehmung der Neuzeit« (1983). Hier blicke ich auf den »Titanismus« der abendländischen Neuzeit zurück und versuche, die ihn ständig begleitende Krise, bis zur Krise unserer Gegenwart, zu verstehen.

»Die Zeit drängt« (1986). Ein Appell an die Christen der Welt, angesichts dieser Krise, in ihren drei Aspekten »Gerechtigkeit, Friede, Bewahrung der Schöpfung«.

»Bewußtseinswandel« (1988). Dieselbe Bewußtseinsthematik, im säkularen Rahmen. Der Verfasser als Zeitzeuge.

»Bedingungen der Freiheit« (1990). Einige Vorträge in erster Reaktion auf den weltweiten Wandel jener Jahre.

Das große Ereignis der Jahre um 1989 war der von fast niemandem so erwartete Zusammenbruch des sowjetischen Herrschaftssystems, ohne Krieg. Es erwies sich dann nicht als Triumph des Westens, sondern als Auslöser einer sichtbaren Gestalt der Bewußtseins- und Strukturkrise in der heutigen Menschheit. Diese zu verstehen und in ihr handeln zu lernen ist das Anliegen der neuen Texte im jetzigen Buch.

Bei der Neugestaltung des Buchs war die Absicht, den Text knapper und dadurch leichter zugänglich zu gestalten als in der früheren Auflage. Texte, die durch die seitherige Entwicklung ihre Aktualität verloren haben, wurden fortgelassen. Das betrifft am wenigsten die Texte, die schon damals als Rückblick aufgenommen waren. Für den Blick auf die neue Aktualität wurden Texte übernommen, die seit 1990 aus verschiedenen Anlässen geschrieben und meist an ebenfalls verschiedenen Orten veröffentlicht worden waren. Der Leser wird verstehen, daß in ihnen, in jeweils verschiedenen Zu-

sammenhängen, ein paar zentrale Formulierungen wörtlich wiederholt wurden.

Der Schlußabschnitt »Die Aufgabe« ist für das jetzige Buch verfaßt. Er sucht die Folgerungen zu ziehen.

Wie im älteren Vorwort ende ich mit einem Dank. Er geht an den Carl Hanser Verlag, zumal Herrn Eginhard Hora, der die Planung der neuen Fassung des Buchs zu einem großen Teil selbst entworfen hat, insbesondere die Auswahl der zu bewahrenden und der auszuschaltenden Texte, um das Buch knapp und modern genug zur konkreten Lektüre zu gestalten. Und ich danke Frau Meike Loth-Kraemer, die, längere Zeit noch in Zusammenarbeit mit Frau Ruth Grosse, Last und Freude mitgetragen hat.

Starnberg, Mai 1994 C. F. v. Weizsäcker

## Aus dem Vorwort 1981

Mit diesem Buch versuche ich noch einmal, durch Besinnung auf die heutige Politik einzuwirken. Ich versuche noch einmal, einen Weg in der Gefahr zu zeigen. Dies geschieht unter drei Gesichtspunkten: Aktualität, Rückblick, Vertiefung der Frage.

Aktualität: 1976 habe ich das Buch »Wege in der Gefahr« veröffentlicht (seit 1979 als Taschenbuch erhältlich). Die Grundgedanken dieser Studie über Wirtschaft, Gesellschaft und Kriegsverhütung halte ich auch heute für richtig. In den seitdem verstrichenen fünf Jahren sind sie vielleicht sogar besser verständlich geworden, denn die Wege haben sich inzwischen verengt, die Gefahr ist sichtbarer als damals. Zur Gefahr der achtziger Jahre habe ich seit 1979 eine Reihe von Artikeln geschrieben, die nicht nur Analyse, sondern präzise politische Vorschläge und Forderungen enthalten. Diese Aufsätze im Buchhandel zugänglich zu machen, damit sie weiterwirken, war das erste Motiv zur Veröffentlichung des jetzigen Buchs.

Rückblick: Der Rückblick geschieht hier nicht aus Interesse an der eigenen Vergangenheit, wie man Memoiren schreibt, sondern um der Forderung des Heute einen Hintergrund und

damit Nachdruck zu verleihen. Seit 1957, also nun seit einem Vierteljahrhundert, habe ich öffentlich auf die längerfristige Instabilität des heutigen Weltsystems hingewiesen, unter militärischen, außenpolitischen, wirtschaftlichen, sozialen, seelisch-kulturellen Gesichtspunkten. Als Frist der Gefahr habe ich damals wenige Jahrzehnte angegeben, Jahrzehnte, die inzwischen verstrichen sind. Eine kleine Auswahl des damals Gesagten soll hier zur Überprüfung noch einmal vorgelegt werden. Dabei scheue ich mich nicht, auch falsche Prognosen und unverwirklichbare Vorschläge noch einmal zu zitieren; man lernt aus der Korrektur der eigenen Fehler.

Vertiefung der Frage: Wenn der Rückblick etwas zeigt, dann daß die heutige Krise keine Betriebspanne, sondern Folge ungelöster Grundprobleme unserer Welt ist. Keines dieser Probleme ist vernünftigem Handeln unzugänglich. Aber die Vernunft dessen, was man den Mitmenschen für ihr politisches Handeln vorschlagen kann, bemißt sich nach der Entwicklungsstufe ihres Bewußtseins. Wollen wir etwas tun, was wir selbst nicht verstehen, so erzeugen wir noch im scheinbaren Erfolg das Gegenteil des Erstrebten: Ambivalenz des Fortschritts. Das Ziel des Rückblicks ist daher die Besinnung, das Ziel der Besinnung das vernünftige Handeln in der Aktualität. Der Bergsteiger, der eilen muß, um die Hütte vor Einbruch der Nacht zu erreichen, muß eben darum Karte und Kompaß in aller Konzentration zu Rate ziehen; sonst rennt er ins Unheil.

Der Titel »Der bedrohte Friede« bezeichnet die heutige Lage. Ich habe einen Augenblick gezögert, ihn zu wählen, um eine Verwechslung mit der Aufsatzsammlung von 1969 »Der ungesicherte Friede« (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen) zu vermeiden. Man wird aber die Bücher unterscheiden können. Die Differenz der Titel bezeichnet die weltpolitische Entwicklung in zwölf Jahren: damals war der Friede ungesichert, aber nicht akut bedroht, heute ist er bedroht.

Ich widme das Buch den Mitarbeitern des Instituts, ohne deren Initiative, Anregung und Hilfe auch der Prozeß der Bildung meines eigenen Problembewußtseins nicht so hätte verlaufen können, wie er sich hier spiegelt. Ich verweise den Leser auf ihre in vielfacher Hinsicht über das von mir Geleistete hinausgehenden Arbeiten (Zitate im Aufsatz »Erforschung der

Lebensbedingungen«, 1979). Danken möchte ich den Verlagen, die den Abdruck der bei ihnen erschienenen Beiträge gestattet haben (Vandenhoeck & Ruprecht, Bruckmann, Chr. Kaiser). Dem Verlag Carl Hanser danke ich für nun mehr als zehnjährige Zusammenarbeit in ungetrübter verständnisvoller Hilfsbereitschaft.

Ich danke Frau Erika Heyn, die von 1957 bis 1970 unter den vielfachen Pflichten eines Sekretariats auch die Last der Herstellung dieser und vieler anderer Texte getragen hat. Und ich danke Frau Ruth Grosse für die Art, wie sie seitdem im Institut Arbeitslast, Sorge und Freude mit uns geteilt hat.

Starnberg, Mai 1981 C. F. v. Weizsäcker

# Bemerkungen zur Atombombe

(1945)

Ich möchte hier nicht über die wissenschaftlichen und technischen, sondern über die menschlichen Fragen sprechen, die die Atombombe aufwirft oder deutlich macht. Vielleicht hat niemand mehr Anlaß, auch über diese Seite der Sache nachzudenken, als wir Physiker.

Als wir begannen, Physik zu studieren, erstrebten wir nichts als einen Einblick in die Geheimnisse der Natur. Ich erinnere mich deutlich des dankbaren Staunens, mit dem ich darüber nachdachte, daß meine Mitmenschen bereit seien, mir und meinesgleichen ein Leben zu bezahlen, das einer so nutzlosen Spielerei wie der Erforschung der Atome gewidmet sein sollte.

Heute kann unser Stand vielleicht mit mehr Recht als der Stand der Soldaten beanspruchen, den bisher größten Krieg der Weltgeschichte entschieden zu haben. Er ist ein Faktor in der Weltpolitik geworden und teilt damit die Verantwortung für Krieg und Frieden, die früher in den Händen des Politikers und des Soldaten lag. Er teilt diese Verantwortung moralisch, auch wenn sein politischer Einfluß gering zu sein scheint. Es kann und wird in der Welt nicht gleichgültig sein, was die Menschen, welche die neuen Waffen gemacht haben, über die Anwendung dieser Waffen denken. Und wenn unsere Meinung ohne Einfluß bliebe, so könnte unser Gewissen dadurch nicht zum Schweigen gebracht werden.

Wenn dies einigen unter uns zweifelhaft geblieben sein möge, so kann es ihnen nach Hiroshima und Nagasaki nicht mehr zweifelhaft sein. Heute tragen wir, und zwar jeder von uns, der geholfen hat, die Kenntnis des Atomkerns zu fördern, mit an der Schuld am Tode von 90000 Männern, Frauen und Kindern, an der Verwundung und der Heimatlosigkeit von Hunderttausenden. Und keiner von uns kann sich der Frage entziehen, ob es durch die Arbeit, der wir unser Leben gewidmet haben, noch zu unseren Lebzeiten geschehen wird, daß nicht 90000, sondern 90 Millionen denselben Tod erleiden. Wenn aber die Angst vor diesen Schrecken die Menschheit vor-

erst zum Frieden zwingen wird, so stellt sich uns vielleicht brennender als den meisten die Frage, ob dieser Friede eine Gestalt finden kann, die Dauer verspricht und verdient.

Ist die wissenschaftliche Entwicklung, die uns an diesen Punkt geführt hat, gut oder schlecht? Oder ist diese Frage falsch gestellt und handelt es sich nur darum, ob die moralische Entwicklung der Menschheit mit ihrer intellektuellen Entwicklung Schritt halten kann? Haben wir überhaupt ein Anzeichen dafür, daß es eine moralische Entwicklung der ganzen Menschheit gibt? Diese Fragen sind theoretisch, und wir werden sie kaum lösen können. Aber die praktische Frage läßt sich nicht zurückschieben: was sollen wir tun? Wir haben wie Kinder mit dem Feuer gespielt, und es ist emporgeschlagen, ehe wir es erwarteten.

Als es 1939 nach der Entdeckung von Hahn und Strassmann wahrscheinlich wurde, daß nun eine Atombombe würde gebaut werden können, deren furchtbare Wirkungen wir wohl besser als alle anderen Menschen abschätzen konnten, war unser kleiner, aber weltumspannender Kreis in eine Lage gebracht, der er menschlich nicht gewachsen war. Was sollen Menschen tun, die das größte Machtmittel ihrer Zeit besitzen, aber nicht die Macht, über seine Anwendung zu entscheiden? Was sollen sie tun, wenn ihnen dieses Mittel zuwächst, während die verschiedenen Nationen, denen sie angehören, in einem Krieg liegen, in dem es um Sein oder Vernichtung geht wie in diesem? Was tun sie, wenn sie Anlaß haben, daran zu zweifeln, daß die Führer des Kriegs irgendwo die Grenzen der Menschlichkeit respektieren werden, wenn ihre Verletzung einen Vorteil verspricht? Wenn der Überfall auf friedliche Nationen und der Bombenkrieg gegen Frauen und Kinder zu ihren täglichen Erfahrungen gehört? Wenn sie dazu nicht einmal erfahren können, wie sich ihre Kollegen im feindlichen Land, die oft genug ihre nächsten Freunde sind, angesichts derselben Frage verhalten?

Uns deutschen Physikern blieb die letzte Schärfe dieser Fragen in der Praxis erspart. Wir fanden keinen technisch gangbaren Weg, mit den in Deutschland verfügbaren Mitteln während des Krieges eine Atombombe herzustellen. Wir wissen heute auch, daß das Verfahren, nach dem die Bombe in Amerika

wirklich hergestellt worden ist, einen Aufwand erfordert hat, der in Deutschland, zumal nach dem Beginn der großen Bombenangriffe, unmöglich gewesen wäre. Dies gilt schon auf der rein industriellen Ebene. Hinzu kommt, daß die deutschen Wissenschaftler schon seit Jahren durch politische Verdächtigungen und allerhand Unordnung so in der Arbeit behindert waren, daß auch die reine Forschung nicht den möglichen Wirkungsgrad erreichte; man wird sagen dürfen, daß das Geleistete, an den Mitteln und Hindernissen gemessen, gut war. Nach orientierenden wissenschaftlichen Untersuchungen beschränkten wir uns auf die Vorarbeiten zum Bau einer kontrollierten Atomenergie-Maschine. Die zuständigen Stellen hielten auch diese Arbeiten für wichtig genug, um eine größere Anzahl von Wissenschaftlern bis zum Ende des Kriegs mit ihnen zu beschäftigen. Dieser Gang der Ereignisse war durch die Umstände vorgeschrieben. Aber es ist sicher, daß zum mindesten viele deutsche Physiker dem Schicksal dafür dankbar waren, daß ihnen die moralische Verantwortung für den Bau einer Atombombe erspart blieb.

Den angelsächsischen Physikern ist diese Verantwortung nicht erspart geblieben. Sie haben sie auf sich genommen, vielleicht nicht mit Freude, aber im ganzen wohl im Gefühl einer unausweichlichen Pflicht. Sicher ist ihnen diese Pflicht leichter geworden durch die Überzeugung, daß dieser Krieg nicht nur ein Konflikt zwischen Nationen sei, sondern daß die Nationen, denen sie selbst angehören, zugleich die Sache der Humanität, der Zivilisation und damit schließlich auch der freien Wissenschaft verteidigten. Der Frage, ob es richtig sei, die Humanität mit derart inhumanen Mitteln zu verteidigen, haben sie sich gewiß nicht verschlossen. Vielleicht haben sie sich auch gefragt, ob man Politikern und Soldaten eine so furchtbare Macht ohne Gefahr eines künftigen Mißbrauchs anvertrauen könne – eine Macht, die der Wissenschaftler ihnen einmal schenken, dann aber nie mehr zurücknehmen kann. Wie sie diese Fragen aber auch beantworten mochten, mußten sie sich jedenfalls sagen, daß die Physiker der Welt, auch wenn sie es gewollt hätten, nicht hätten verhindern können, daß schließlich Atombomben gebaut wurden. Was sie hätten erreichen können, wenn sie weniger Energie auf die Entwicklungs-

arbeiten verwendet hätten, wäre wohl gewesen, daß Amerika und England in diesem Kriege die Bombe nicht mehr hätten einsetzen können. Die Verantwortung für das, was im August 1945 in Japan geschehen ist, kann von der Gruppe, die die Bombe entwickelt hat, nicht genommen werden.

In Wahrheit teilen freilich alle Wissenschaftler der Welt diese Verantwortung solidarisch. Denn sie sind alle prinzipiell in der Lage, in welche diese Gruppe in ungeheuer zugespitzter Form konkret gekommen ist. Wie verhalten wir uns zu der Macht, die wir der Menschheit zur Verfügung stellen? Es ist vielleicht gut, daß wir uns zunächst klarmachen, wie unfähig wir sind, den Mißbrauch dieser Macht zu verhindern.

In den vielen Gesprächen, die wir im Kriege über diese Fragen hatten, tauchte einmal der Gedanke auf, die Physiker jedes Landes müßten so auf ihre Kollegen in den anderen Ländern rechnen können, daß sie alle ihre jeweiligen Regierungen täuschten und ihnen das Geheimnis der Bombe vorenthielten. Dieser Gedanke ist eine Utopie, und ich nenne ihn nur, um die Unausweichlichkeit der Entwicklung zu zeigen, die wirklich eingetreten ist. Die Physiker der verschiedenen Nationen konnten nicht in dieser Weise zusammenspielen. Kein Berufsstand kann der Gesinnungen aller seiner Glieder gewiß sein, zumal wenn, wie hier, der Wunsch, der Menschheit dieses Unglück zu ersparen, mit der Sorge in Konflikt kommen mußte, es könne das eigene Land, wenn es Zeit verlöre, das erste Opfer der neuen Waffe werden. Wenn man eine Gewißheit haben konnte, so war es die, daß sich in jedem großen Land einige Physiker finden würden, welche die Bombe entwickelten. Dem Einzelnen blieb es höchstens überlassen, ob er mitwirken oder sich fernhalten oder vielleicht gar einen verzweifelten Versuch wagen wollte, den Einsatz der Waffe zu verhindern. Es wäre denkbar gewesen, daß einige Physiker den Einsatz der Bombe nicht überlebt hätten – daß sie ihn verhindert hätten, wenn die Regierungen ihn für nötig hielten, war nicht zu hoffen.

Was den Physikern für ihre Mitarbeit gewährt wurde, war ein gewisses, sehr beschränktes Maß von Einfluß, der sich im wesentlichen nicht auf die Politik, sondern nur auf ihre eigenen Angelegenheiten erstreckte. Um die Grenzen dieses Ein-

flusses deutlich zu machen, kann man ihn in Gedanken wiederum für einen Augenblick ins Utopische übertreiben. Wären die Physiker, wie etwa die Jesuiten, ein internationaler Orden mit disziplinarischer Gewalt über ihre Mitglieder, so hätten sie vielleicht in diesem Augenblick das große politische Spiel spielen können, die Mittel der Macht gegen die Macht selbst einzutauschen. Hätten sie als diejenigen, in deren Hand die mächtigste Waffe lag, den entscheidenden Einfluß auf die Politik ihrer Länder gewinnen können, so hätten sie vielleicht der Welt den Frieden geben können, zu dem sie mehr als die meisten bereit waren. Es ist ein Glück, daß sie dieses Spiel gar nicht versuchen konnten, denn sie hätten es verloren. Die politischen Systeme und Cliquen sind zu stabil, als daß eine Handvoll Idealisten sie erobern könnte. Vor allem ist zu bedenken, daß eine Waffe, die der Physiker zwar selbst berechnen, aber nicht selbst herstellen kann, ihm gar keine wirkliche Macht gibt. In dem Augenblick aber, in dem der Staat sie herstellt, ist sie nicht mehr in der Hand des Physikers, sondern des Staates.

In Wahrheit sind die Physiker heute, weil sie ein besonders wertvoller Teil der Gesellschaft geworden sind, nur zum Gegenstand besonderer staatlicher Reglementierung geworden; sie sind als Stand unfreier als je zuvor. Der einzelne Physiker, der einen Einfluß auf die Politik ausüben will, muß dazu die Mittel der Politik benützen wie jeder andere Politiker auch. Sein Beruf als Physiker gewährt ihm dafür höchstens einen gewissen sozialen Vorteil, wie etwa den des leichteren Zugangs zu einflußreichen Personen, so wie ihn in einer feudalen Gesellschaftsordnung der Adlige, in einer kapitalistischen der reiche Mann hat. Vielleicht ist die Stellung, die in der kommenden Welt die Wissenschaftler einnehmen können, am ehesten der Stellung zu vergleichen, die in religiöseren Zeiten die Priester hatten. Die Wissenschaftler sind heute die Verwalter derjenigen Wahrheit, an welche ihre Mitwelt am festesten glaubt und ohne welche sie rein praktisch nicht leben könnte. Einzelne Priester sind oft treffliche Politiker gewesen, und so werden es vielleicht einmal auch einzelne Wissenschaftler sein. Wenn aber der Priesterstand im ganzen versuchte, die politische Macht und Verantwortung zu übernehmen, so hat er damit meist der Religion

mehr geschadet als der Politik genützt. Dasselbe würde für die Wissenschaftler gelten. Wenn der wissenschaftliche Beruf ein Weg zur Macht würde, so würde damit das Streben nach Wahrheit korrumpiert und die Macht nicht geläutert werden.

Aber der Wissenschaftler, der auf das Streben nach eigener Macht verzichtet, kann nicht zugleich damit die Verantwortung für die Verwertung seiner Erkenntnisse durch die Machthaber ablegen. Vielleicht ist er sogar in der neuen Gesellschaft einer der wichtigsten geistigen Träger dieser Verantwortung. So haben ja auch einst vielleicht eben die Priester und Mönche, die, fern der Macht, ihrer religiösen Überzeugung lebten, die geistige Atmosphäre geschaffen, den Glauben an das Gute wachgehalten, der allein die Ausübung der Macht mäßigte und auf sinnvolle Wege lenkte. Es ist noch nie in der Geschichte der Menschheit gelungen, den Dämon der Macht zu töten. Es fragt sich nur, welches Gegengewicht wir ihm heute entgegenstellen können.